Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **5 (1858)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

9. *Schievəling*, art groſser äpfel (Stürenb. 217, a).

Auf die frage nach der etymologie diene: *sgîwə* (scheibe) ist flachrunder körper. *Sgîwəlink* heiſst bei uns, und mit recht, nur der zwibelapfel, der wenigstens hier zu lande keine „groſse“ sorte vorstellt.

10. *Schlânsmâte*, schlagfertig (Stürenb. 218, a).

Mâtə hat hier nichts mit maat (genoſse) zu schaffen; es ist unser *mâtə*, passend, fähig, bereit, nahe, recht; vgl. *hîrâənsmâtə*, mannbar, *hûlənsmâtə*, dem weinen nahe, *mündkəsmâtə*, mundrecht, *sgüətmâtə*, schuſsrecht (à la portée), *stéärwənsmâtə*, dem tode nahe.

Literatur.

Fortsetzung und Ergänzungen zu
P. Trömel's Literatur der deutschen Mundarten.

48c. Album des litterarischen Vereins in Bern (Bern, 1858. 8.). Enthält einige Stücke in Berner u. Solothurner Mundart u. „zur Charakteristik des bernischen Dialekts“ von Prof. Friedr. Zyro.

106d. J. M. Schuegraf. Der Wäldler. Gedichte in Mundart des bayerischen Waldes. Würzburg, 1858. 8.

196a. Einiges zur Lautlehre u. dem Idiotikon der Nürnberger Mundart findet sich in (Truckenbrot's) Nachrichten zur Geschichte der Stadt Nürnberg, I. Bnd. (Nürnb. 1785), S. 147—174.

200a. Grübel's sämmtliche Werke etc. Lief. 10 u. 11 (Schluſs). Nürnberg, 1857. 8.

211f. Ein Kränzchen Gedichte in Nürnberger Mundart. Gesammelt aus den Schriften mehrerer Dichter der Vergangenheit, sowie der Gegenwart. Ausgewählt v. Fritz Wildner. Nürnb. (1858). 8. 64 Stn.

217b. J. G. Wagner's Geschichte von Schmalkalden (1846. 8.) enthält auf S. 422—434 einige Gedichte und eine Sammlung von Idiotismen der Schmalkalder Mundart.

230b. Bürgerliches Zwiegespräch im Binger Dialect, in dem Volks-Boten (Beilage zum Binger Intelligenz-Blatt), 1850, Nr. 25.

380a. Ludw. Schulmann. Norddütsche Stippstörken und Legendchen. 2. Aufl. Hildesheim, 1854. 16°. 168 Stn.

417a. Centralblatt für die rheinisch-westfälischen Enthaltsamkeitsvereine,

1847. Nr. 25. (Enthält einen niederd. Brief über die Enthaltsamkeitssache v. Fr. Woeste.) 4 Spalten.

422b. Fritz Reuter. Onkel Jakob und Onkel Jochen. Lustspiel in 3 Acten. Blücher in Teterow. Dramatischer Schwank in 1 Act. Greifswald, 1857.

422c. Fritz Reuter. Kein Hüsung. Greifswald, 1857.

422d. A. W. En poa Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahren. Herausgeg. v. Fritz Reuter. Greifswald, 1857.

444i. Joseph Haltrich. Aufforderung zu Vorarbeiten für ein Wörterbuch der siebenbürgisch-deutschen Volkssprache, in den Blättern für Geist, Gemüth u. Vaterlandskunde; Kronstadt, 16. Dec. 1857. Nr. 51.

---

1. Döntjes un Vertellsels in Brookmerlander Taal, de verbreedste Ostfreeske Mundart, von Fooke Hoissen Müller. Berlin, 1857. 8. 158 Stn.
2. Harm un d' dûr' Tied; 'n Kummedistük van Enno Hektor. Aurich, 1857. 8. 35 Stn.

Wo eine Mundart, zur Schriftsprache erhoben, für die Bildung gewonnen werden soll, mag es ihren Vertretern immerhin erlaubt sein, sowol selbstschöpferisch aufzutreten, als verwandte, schon fertige Sprachen zum Vorbilde zu nehmen und von ihnen zu borgen. Wer hingegen eine Mundart, die ihre Blüthezeit hinter sich hat und von einer herrschenden Sprache immer weiter zurückgedrängt wird, zu literarischen Zwecken verwenden will, kann sich nicht zu ängstlich an das Gegebene halten, sei es, dafs schriftliche Denkmäler eine solche Mundart vor gänzlichem Untergange bewahren und zum Gegenstande des Studiums machen sollen, sei es, dafs es auszusprechen gilt, was keine andere Sprache so getreu wiederzugeben vermag; woraus indes keineswegs folgt, dafs nicht zu loben sei, wer einer hintangesetzten Mundart, insonders für Erzeugnisse der Dichtkunst, die edelste Seite abzugewinnen sucht. Und dieses Lob mufs man dem Verfasser von Nr. 1 in vollem Mafse zuerkennen, sofern er, jede Rohheit ausschliefsend, überall in den Schranken des Anstandes verbleibt. Nur Schade, dafs er dabei über die Schranken der Mundart zu sehr hinausgesprungen ist.

Gleich auf dem Titel begegnen wir dem Wort „verbreedste", das, willkürlich nach „verbreitetste" gebildet, in der Mundart nicht vorkommt.

Bildungen solcher Art bringt fast jede Seite, und es ist daher nicht allzuwahr, wenn es auf dem Titel heifst, das Büchlein sei „in Brookmerlander *) Taal“ verfafst. Sollten wir, den Beweis dieser Behauptung zu führen, etwas zu ausführlich werden, so mag, was dem Werklein zu viel geschieht, der Kenntnifs der Mundart zu Gute kommen, und überdies gilt es, einmal an einem Muster-Beispiel zu zeigen, mit welcher Vorsicht mundartliche Dichtungen der Neuzeit als sprachliche Quellen zu benutzen sind, wo dem Forscher die betreffende Mundart nicht völlig geläufig ist.

Der Döntjes-Verfasser ist freilich so auffallend verfahren, dafs er nicht leicht Jemand für sein Brookmerländisch einnehmen wird. So stofsen wir auf folgende Fremdlinge: Garnison, Scepter, Souper, Bankett, toasten, Revenüe, souverain, Rival, Projekte, Park, Ideen, Akt, Korsaren, Vision, Session, radikal, Staaten generaal, Signor inglese, Yankee, politsk-arkadisk (!), Sibylla (die Mundart hat *Stəbill·* für: altes, böses Weib), by Herkules! etc. — und auf nachstehende Wörter, die dem Brookmerlande kaum weniger fremd sind: stier, welk, letzte, goldig, wenig (im südwestlichen Ostfriesland kommt *weinig* vor), lahm (für *lôm* oder *lam*, spr. lamm), schön, ehrenwerth, gedrückt, versiegelt, entgegen, entlang, nicht doch, statt (auch *statts*), drängt, senkt, rasselt, ringt, zagt, schwenkt, bückt, schwingen, verdrängen, Ecke, Klippen, Senner, Gletscher, Hiebe, Hang, Wächter, Schelle, Gedenkbild, Dolche, Bär, Hörer, Sitzung, Gegner, wackre Wahl, Fee, Elfen, Nixen, Meermaid, etc.

Am zahlreichsten aber, wie oben berührt, ist die Menge der willkürlich aus dem Hochdeutschen übertragenen Ausdrücke. Zwar wird bequem übersetzt mit *twaar* und *twars*, und während Maienzweige zu *Maientwieg* (plur.!) wird, verwandelt sich Oelzweig in *Oeljetack*, ein Wortgeschöpf, das dem Plattdeutschen noch befremdlicher ist, als dem Hochdeutschen etwa ein „Oel-Ast“ sein würde.

Hier zum Belege noch eine Blumenlese solcher nicht platt-deutscher, sondern deutsch-platter Wortgebilde, deren keines der jetzigen Volkssprache angehört, wenn auch eines oder das andere in früherer Zeit einmal gebräuchlich gewesen sein mag: *Daadkraft*, *Myrthengrön*, *Tweelücht* (ostfries-platt: *twêdunkern*), *Frölen*, *Gelachter*, *Egg* (die Egge heifst *eid·*), *Tweespoldigkeit*, *Hemath*, *Reisgenoote*, *Schoonheit* (*schôn* be-

*) Brookmerland ist der alte Name eines mittlern Theils von Ostfriesland.

deutet nicht mehr schön, sondern rein), *Droomgedanke (!)*, *Gönnerwark*, *Neetbruuk* (von Nieſsbrauch), *Furtschritt*, *Hartleed* (von Herzeleid), *Siegesteeken*, *Oogstrahl*, *Aadem* (statt *âm*), *upgeschörtet* (von aufgeschürzt), *gestegen*, *togen* (von zogen, statt *trukken*), *vertogen* (von verzogen, statt *vertrukken*), *scheen* (von schien), *överwoog*, *erleven* (statt *bilèven*), *erstreden*, *padverlaaren (!)*, *terrunnen*, *uperstahn*, *oogenblendend*, *hartbedwingend*, *handeringend*, *macht'gern*, *verganglyk*, *ridderlyk*, *vrolyk*, *leevlyk*, *uprecht*, *allerschoonste* (s. o. *Schoonheit*), *leevdevull*, *en jeder*, *inmidden*, *'t sy*, *en lastig Eenerlee*, *by waaken Sinnen*, (wach heiſst in der Mundart *wakker*) etc.

Diesen deutsch-platten Bildungen schlieſst sich eine Reihe von plattdeutschen Wörtern mit hochdeutschen Beugungsformen an: *Wulken*, (statt *wulkens*), *Parlen* (st. *parrəls*), *Knechte* (st. *knechten*), *döchter* (st. *dochters*), *Kleeren* (st. *klêr*, des Versmaſses halber), *beider*, *keenen Dag*, *hörer twee*, *Dodes starven*, *bedaardern Sinnes*, *van allen beiden*, *mit en gefangnen Soldaten*, etc.

Willkürlicher noch nimmt sich die Wahl folgender Vocabeln aus: *Loofje* (Dimin. von Laube?), *Mierendropp* (Ameisenhaufe, -trupp?), *Dwargje* (Zwerglein) und *Dwarfen* (Zwerge), *wahrde* (werthe), *uprichtje*, *druuve* (trübe), *Gaade* (Gattin), *murreln*, *Meeresswalw*, *geestbefallen* (begeistert?).

Ob auch die nachfolgenden, uns unbekannten Ausdrücke hieher zu rechnen, wagen wir nicht zu entscheiden: *Ungedaante* (Ungethüm?), *weilang (?)*, *degger (dǎger?)*, *vergauden* (vergoldeten?), *verdaan* (vergebens?), *Kabus* (wol statt *kəbuf*, Kabuse), *lachjet* (lächelt?), *ruusjen* (scheint von *rûsjə*, Unruhe, gemacht zu sein), *in de Mau* (S. 128, Arm in Arm? *Mau* heiſst sonst Ärmel).

Einige solcher und andere Miſsbildungen, wie: *Geschacht* (Geschlecht?), *Hageböe (Hagelböe)*, *Werschag* (*wèrslag* — Wetterschlag?), *schuupsterts (slûpstèrts)*, *Plaat (plâts)* mögen Druckfehler sein, deren wir in dem Büchlein von 157 Seiten nicht weniger als 30 gezählt haben und deren Berichtigung fehlt; — etwas miſslich für ein mundartliches Werk.

Seltsam nehmen sich unter den modern zugestutzten Ausdrücken einige ziemlich veraltete aus (abgesehen von einzelnen schon oben vorgekommenen, die als solche mögen betrachtet werden können): *meene Meente* (Gemeinde), *hilken* (heiraten), *eisken* (heischen, fordern), *icht* (irgend), *vergadert* (versammelt), *Tover* (Zauber), *teen* und *tüen* (ziehen), — Ausdrücke, die dem Volksmunde schwerlich noch sehr geläufig sind.

Nicht blos durch willkürliche Bildungen, sondern auch durch falsche Anwendung an sich plattdeutscher Wörter wird gegen die Mundart gesündigt. Das Meer heifst dem Ostfriesen See, der Landsee aber Meer *(mèr* oder *mȧ̊r)*, wogegen der Verfasser überall Meer für See gebraucht. Den Meeresgrund nennt er *Baam* (Boden), welches Wort doch nur für Fufsboden gebräuchlich ist; *Murt* (zerbröckelter, zerriebener Torf) nennt er auch den Kiessand, und *Schatt* gebraucht er ganz unostfriesisch für den weiblichen Schatz. *Hartslag* (Herz, Lunge und Leber eines geschlachteten Thieres, besonders in der Verbindung *kop un hartslag*) nimmt sich als Uebersetzung von „Herzschlag" komisch aus; auch stimmt es den Ostfriesen nicht sonderlich ernst, wenn er liest:

Et is so still, as floog der
En Engel dört Gemack;

denn *Gemack* ist als Gemach nur — das heimliche.

Wider die Mundart verstofsen weiter folgende Ausdrücke: *överhoopt* (das t ist hochdeutsch, sofern das Wort für „überhaupt" steht; *över-* (*ä͡över-*, *âver-hôpt* würde heifsen: mehr als gehäuft), *se weten Raads* (das s wegen des Reims), *Beest- un Zägen-veh, binn' un buten, mothhartig, kleen* (für klein), *Naal* (statt *Nâtəl*), *Grööt* (statt *grȯ̊tnis*), *Advocat* (st. *avkât*), *dei't* (st. *dêət*), *ter-* (für zer-, st. *to-*), *Haff* (st. *hef*), *apparten, leiden*, (für leiten, st. *lêden*), *Schüür lang, vör Oog* (st. *vör ôgen*), *up Jagd, in Hörn, in Daad, an Footen* (wo der bestimmte Artikel nicht fehlen dürfte), u. a. m.

Das Volk kennt keinen *groote Fritz*, wol aber *de olle Fritz* (kurz: *d· oll· Fritz*), und es ist nicht erlaubt zu sagen: *'t sall uns needoon, waar nu sien Göse gaan*, da die stehende Redensart lautet: *so wît gânt sîn gȯ̊s· nich* (das geht über seinen Horizont), und man ein solches Volkswort nicht beliebig dreh'n und deuteln darf. Auch durfte S. 58 von *Wolden*, womit doch offenbar Wälder gemeint sind, nicht die Rede sein, da Ostfriesland, zumal Poldergegenden, längst weder das Wort, noch die Sache mehr hat.

Willkürlich wie die Wortbildung ist auch die Orthographie. Wir gehen an der wunderlichen Schreibung: *Vlefs* (Flasche), *Vräde, Mündtje, seyt* (säet) vorbei und wollen auch von den ungebührlichen Lautverdoppelungen kein Aufhebens machen; aber rügen müssen wir den Mangel aller Consequenz. Was soll man dazu sagen, wenn beliebig buchstabiert wird: *na* und *naa*, *dar* und *daar*, *kamt* und *kaamt*, *schwoor* und *smarten*, *för* und *vör*, *Fro*, *twee* und *Lüh*, *drog* und *froog*, *levt*

und *wewt*, *frömt* und *kold*, *Gööse* und *schön*, *Grasplaatz* und *Plaats*, *dun (dûn)* und *Buur*, *Puss (pûs?)* und *Puſs*, *Akt* und *Packt*, *Vlood*, *Foot* und *Moth*, *Twieg* und *Twyg*, *gemacklik*, *gefährlick* und *ridderlyk*. Stärker noch zu rügen ist die gänzlich wider die Aussprache verstossende Schreibung. So ist nirgend (auſser einmal, wo es in den Reim paſste) die Assimilation berücksichtigt, indem man liest: *under*, *sünder*, *olden*, *Sölder*, *gedüldig*, während doch gesprochen wird: *unner*, *sünner*, *ollen*, *Söller*, *gedüllig*; auch spricht man nicht *Recknung*, sondern *rèknung*, oder vielmehr *rèk·n*, nicht *Dieskje*, sondern *diskje*, nicht *söttjes*, sondern *sŏtjes*, nicht *Neë drof*, sondern *Nê dərof*. Wo an ein Gärtlein gedacht wurde, war nicht *Tüntje* (Tönnchen), sondern *Tüüntje (tŭntje*, gewöhnlicher *tûntje)* zu schreiben, und *kumm man* schreibt man richtiger *kum an* (wolan). Der Laut äö ist überall mit ö bezeichnet, ohne daſs über die Aussprache etwas gesagt wäre.

Des Versmaſses halber macht der Dichter aus *tâï* ein einsilbiges *tai*, wogegen er *Minsk* und *Rival* aus gleichem Grunde zu *Minske* und *Rivale* dehnt. Wo man *Runn·* und *Grund* spricht, reimt und schreibt er *Rund* und *Grund*, wie er denn auch *groot* und *Mood'* reimt.

Betrachten wir die Satzbildung des Verf., so finden wir sie nicht brookmerländischer, als die Wortbildung. Ueberall, wie leider bei so manchem plattdeutschen Dichter, stoſsen wir auf hochdeutsche Wendungen und Redensarten, hochdeutsche Denk- und Ausdrucksweise. Kein Ostfriese sagt: *et segt*, *et kumt*, etc., da dieses *et* (es) gar nicht mehr existiert und in der Regel durch *·t* vertreten wird. Will man dieses *·t* vollständig ausdrücken, so sagt man *dat* aber niemals *et*. Wenig Brookmerländisches findet sich in Ausdrücken wie: *duftend van Pomade*, *begeerende Familien*, *Königin des Dages*, *bewehrt bet an de Tannen*, *de Scepter winkt*, *he senkt sien Wapen*, *dat ligt to Aller Schau*, *singt et blied (blîd·) uut gröönen Twygen*, *de Dau upt Bruutpad dunkelt*, u. a. m. und weniger noch in folgenden Versen:

Dat Mörgenroth, de Sünne
Hör leefste Kamermaid,

(das Morgenroth, der Sonne Lieblings-Kammermädchen)

Eens de Geest, de beiden schafft
Dübbelt Leven, Dübbelkraft.

und unzähligen andern.

Nicht selten sogar überflügelt der Verf. in der Kühnheit der Ausdrucksweise manchen hochdeutschen Dichter. Schwerlich wird Jedem

die Möglichkeit der Bilder nachstehender Verse *in Brookmerlander Taal* einleuchten:

De Daadkraft, de man wehrt van 't Wark,
Döskt iedel Stroh, of seyt Venyn (Gift).

De Werelthandel, Benz, is
De Puls van 't Minskheitblood.

Geld! — de gleinig Hellfüürslacke,
Geile Dung up Satans Moor.

Un sööter gleed (glêd·) de Strom
Van Denken un Verlangen
In 't stille Meer van Droom.

Aehnlicher und stärkerer Beispiele liefse sich mühlos noch eine reiche Anzahl zusammenlesen.

Zum weitern Nachtheil der mundartlichen Dichtung hat der Verfasser, statt, konnte er einmal der Vorbilder nicht entrathen, ans Volkslied anzulehnen, vielmehr offenbar Freiligrath, diesen modernen, unvolksthümlichen Dichter, zum Muster genommen. So begegnen wir z. B. den Freiligrath'schen Ausrufen *Seht daar! Herr Gott!* und andern Ausrufsätzchen seiner Manier:

De Diek reet! — 'T is Soltwater!
Een Rönnen naa sien Polder!
Sömmermiddnacht! u. s. w.

Besonders lebhaft aber scheint dem Verf. das „Banditenbegräbnifs" vorgeschwebt zu haben, da in dem Liedercyclus, der die gröfsere Hälfte des Buches einnimmt, nicht blos das Versmafs jenes Gedichtes meistentheils angewandt ist, sondern auch dessen Ton und Farbe häufig zum Vorschein kommt, wie z. B. deutlich in den Versen:

Tein Dragers under d' Barve,
Se kamt dat Bruutpad lang.

Selbst Freiligrath's kühnes Abbrechen der Zeilen ist nachgeahmt:

Woll all naa dem dat Geld in
Patriziertasken klingt.

Doch der Versbau kümmert uns weniger, und so wollen wir denn auch auf Vers-Endungen wie: *dē knăpp, Stōlt găr* kein grofses Gewicht legen, sondern nur im Allgemeinen erwähnen, dafs die schwülstige, gezwungene, mitunter dunkle Ausdrucksweise keineswegs durch gewandte Behandlung des Verses erträglicher gemacht wird.

Was die Stoffe betrifft, so ist allerdings das Bestreben sichtbar, der Mundart angemessene zu wählen, obwol auch hier die Gränze nicht eingehalten wird. In dem erwähnten Cyclus, einer Art lyrischen Romans (die kleinere Hälfte des Buches besteht aus Gedichten und Liedern vermischten Inhalts), wird ein Bauer jenes störrigen, hochfahrenden, aber kräftigen Schlages, der in Ostfriesland nicht selten angetroffen wird, zu schildern versucht, was dem Verf. hin und wieder nicht übel gelingt. Wenn er aber diesen Bauer, Weltschmerzes halber, nach der Schweiz und Italien reisen, tiefsinnige Reflexionen machen, hochtönende Gespräche führen und sogar à la Hamlet Notizen ins Denkbuch schreiben läfst, so wird dem Brookmerländer Bauerthum zu viel zugemuthet. Nicht minder gegen das Costüm ist es, wenn er einen ostfriesischen Matrosen sagen läfst:

en Stücksken Rheiderland
Uut Avendrood un Daak (Nebel) *gespunnen.*

Und das Gedicht an die Sängerin *Fro Herrenburger-Tuczeck* so wenig, als manches andere, hätte in der Mundart verfafst werden sollen.

Trotz der vielen Ausstellungen, die wir gemacht haben, wollen wir den guten Willen des Verfassers, seine Heimat zu feiern und die Mundart zu heben, der überall durchschimmert und denn auch einiges Schöne und Gute zu Tage fördert, durchaus nicht verkennen. Der Dichter, obwol lange von der Heimat entfernt, hält sich *in vaderlandsken Dingen noch de sülve olde* und wol gar für *ostfreesker as Ostfreesen*, und wenn trotzdem, und obgleich ihm, einem Doktor und Professor, nicht wol unbekannt sein konnte, dafs auch die Mundart ihre Gesetze hat, ihm seine Absicht im Ganzen so wenig gelungen ist, so mag man schliefsen, wie selten überhaupt die mundartlichen Dichtungen sein mögen, auf deren sprachliche Treue und Reinheit man sich verlassen kann.

Doch der Verf. ist ohne Schuld. Seine „aus angeborner, bis ans Ende treu bewahrter Anhänglichkeit an das liebe Heimatland entsprossenen Dichtungen“ wurden nämlich nach seinem Tode erst dem Druck übergeben. Fand der Herausgeber es einmal so dringend, sie zu veröffentlichen, so hätte er wenigstens verbessernde Hand anlegen und, da er sie nicht ausschliefslich für den Kreis der Landsleute bestimmte, sie durch sprachliche Erläuterungen dem gröfsern Publikum zugänglicher machen sollen; obwol wir uns von Dichtungen der vorliegenden Art, seien sie nun mit Erklärungen versehen oder nicht, für das Interesse der Mundart so wenig als für das der Poesie grofsen Gewinn versprechen. —

Zu diesen Dichtungen bildet Nr. 2 den vollkommensten Gegensatz. Ward dort der Flug zu hoch genommen, so wird hier dagegen mit Holzschuhen über die Gasse gepoltert und nicht erst zugeschaut, ob auch gefegt sei. Der Aesthetik wird übel dabei, es ist wahr; aber der Mundart ist wenigstens kein Zwang angethan.

Sobald eine Mundart in der allgemeinen Achtung so weit gesunken ist, dafs man sich ihrer zu schämen anfängt, kann es nicht ausbleiben, dafs sie auf immer enger werdende und tiefer liegende Kreise sich zurückzieht, und so mit ihren Sprechern die Fähigkeit verliert, für eine edlere, höhere Gefühls- und Gedankenwelt als Dolmetscherin zu dienen. Wird sie dann auch in weitern und höhern Kreisen noch gesprochen, so entlehnt sie hier von der Sprache, die sich der Bildung bemächtigt hat, und verliert auf diese Art bald ihren angebornen Charakter. So hätten wir denn auf der einen Seite Rohheit und Versunkenheit, auf der andern Gemischtheit und Verbildung. Für welche Seite nun soll die Literatur sich entscheiden? für die, wo die rohern, obwol echtern, oder für die, wo die edlern, aber weniger echten Stoffe sich vorfinden? Im Interesse der Sprachforschung ziehen wir jene allerdings vor, und in diesem Betracht mag dem Verf. von Nr. 2 verziehen werden, dafs er die nämliche Wahl getroffen; aber gleichwol geben wir durchaus nicht zu, dafs er, unbeschadet der mundartlichen Treue, der Schönheit und Wohlanständigkeit nicht gröfsere Zugeständnisse habe machen können, und es nicht zu vermeiden gewesen sei, uns den rohesten Materialismus in der rohesten Form zu bieten. Wer nicht in den Kreisen, welchen er das „Kummedistück“ entnommen, vollkommen heimisch ist, wird es schwerlich lesen können, ohne zuvor zwischen sich und das Heftlein zur Milderung der Atmosphäre einige Tropfen eau de Cologne double gebracht zu haben.

Der Verf. nennt es ein *Kummedistück*, hat es dadurch aber keineswegs zu einem Kunstwerk erhoben. Abgesehen von allem Andern, schliefst schon das Mifsverhältnifs der Theile, der Mangel an einem rechten Schwerpunkt alle Ansprüche auf künstlerischen Werth aus. Offenbar hatte der Verf. blos die Absicht, seinen Landsleuten in der derb hingeworfenen Zeichnung eines egoistischen, übermüthigen Bauern-Emporkömmlings, den die Theurung bereichert hat, der indes zu humoristischer (nur zu versteckter) Selbstpersiflage vordringt und nicht ganz so schlimm sein mag, als er sich gibt, einen lehrreichen Spiegel vorzuhalten, und durch Auftragen greller Local-Tinten das Bild einem ge-

wissen Publikum desto annehmlicher zu machen. Dies mag auch der Grund sein, weshalb nichts gethan ist, das Verständnifs solchen Lesern zu vermitteln, die mit der Mundart nicht vertraut sind. Nicht einmal auf die abweichende Aussprache des Juden, der in dem Stück eine grofse Nebenrolle spielt, ist aufmerksam gemacht, und auch die Orthographie, obwol erträglicher als bei Nr. 1, kann die Wissenschaft nicht befriedigen. In Betracht, dafs die Pièce als mundartliche Sprachprobe nicht ohne Werth ist (schon der Umstand, dafs sie in Prosa geschrieben ist, kommt der Mundart zu Gute; beim besten Willen von der Welt läfst sich in Prosa nicht so arg sudeln, als in Versen), und einzelne Figuren derselben als getreue Abbilder der Wirklichkeit ihr ein gewisses kulturhistorisches Interesse verleihen, hätten wir gewünscht, dafs eine spracherklärende Zugabe ihr zu weiterer Verbreitung den Weg gebahnt haben möchte. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Wink nicht unbeachtet zu lassen für den Fall, dafs er das vorliegende Stück mit einer Reihe verwandter, früher von ihm geschriebener, einmal gesammelt herauszugeben beabsichtigte.

Norddütsche Stippstörken und Legendchen. Von Ludw. Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, 1858. Verlag der Finckeschen Buchhandlung (G. F. Schmidt). 16°. 168 Stn.

Der Beifall, den das sauber ausgestattete Büchlein gefunden hat, bekundet sich durch die zweite Auflage. Nach unserer Ansicht verdient es diese beifällige Aufnahme. *Stippstörken* sind, nach der eigenen Erklärung des Verfassers in den zugegebenen „Erläuterungen“, Histörchen, Märchen; wir fügen hinzu, es verbinde sich mit dem Worte noch der Begriff des Humoristischen und „Schnurrigen“. *Legendchen* bezeichnet „unbeglaubigte Geschichten“. Am Besten erhellt die Bedeutung des Worts aus der gemeinen Redensart: *Mak meck neine Legendchen vor,* d. h. flunkere mir Nichts vor, mache mir keinen Wind vor. Die neun unter diesem Titel gebotenen Erzählungen bewegen sich sämmtlich auf Stadt- oder Stifthildesheimschem Boden; das erste Stück bildet zu den folgenden gleichsam die Einleitung. *Der fründliche Schaulmester* Mathias Hahnenkamm ist der Held, dem der Verfasser seine Stippstörken und Legendchen in den Mund legt, dem er sie nacherzählt. Derselbe beginnt mit einem sagenhaften Stoffe. Jener Glaube nämlich, wonach die übermäfsigen Thränen der Mutter dem gestorbenen Kindlein im Grabe

keine Ruhe lassen, wird hier umgekehrt, indem *de witte Frue* wegen der übertriebenen Trauer ihrer überlebenden Kinder nicht ruhen kann. *Dat Schaudüwels-Krüze* knüpft in freiester Weise sich an eine hildesheimsche Oertlichkeit, resp. an einen noch heute vorhandenen Stein. Ob dem *Segger Oennekold* und dem *Smet von Hassen* (Harsum bei H.) volksthümliche Ueberlieferungen zu Grunde liegen, ist mir unbekannt. Dagegen ist *Hödeken* der bekannte, vorzugsweise mit der Winzenburg zusammenhängende Kobold, und *de Twargeslöcker* befinden sich in der That in der Nähe unserer Stadt. In dem Stücke *Up'n steilen Stig* wird der wilde Jäger, Hackelberg, eine hier gleichfalls populäre Schreckgestalt, vorgeführt. Schliefslich folgt ein Schwank: *Mit Lachen segt man't Dütsch.*

Den Inhalt im Einzelnen näher anzugeben, gestattet der Raum nicht. Der Stoff ist oft kümmerlich; um so besser zeigt sich des Verfassers Talent der Darstellung. Oft ist jener nur der äufsere Träger, um dem Leser eine Masse von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, von volksthümlichen Wendungen, Reimen und Räthseln in angenehmer und durch die Erzählung klarer Deutung mitzutheilen. In allen diesen Ingredienzien tritt der Charakter des Plattdeutschen hell zu Tage und die Verbindung derselben durch das Band der Erzählung ist da am willkommensten, wo diese sich im leichten Flusse hält und in unmerklicher Absichtlichkeit fortbewegt. Am gelungensten scheint uns das *Schaudüwels-Krüze,* dann zum Theil *de Smet von Hassen.* Jener Erzählung sind eine Menge von Räthseln und Reimen eingefügt, für deren Mittheilung sich Jeder dem Verfasser zu grofsem Danke verpflichtet fühlen wird.

Indem die Stippstörken und Legendchen auf hildesheimschem Boden sich bewegen, sollte man erwarten, der Verfasser hätte sie hildesheimsche nennen müssen. Er nennt sie aber allgemein *norddütsche,* wie uns scheint: der Sprache wegen Die hildesheimsche Mundart ist, wie wir schon früher in dieser Zeitschrift gelegentlich ausgesprochen haben, ziemlich unrein und der Verfasser schuf sich darum mit umsichtiger Benutzung des brauchbaren Heimischen ein etwas idealisiertes Plattdeutsch. Rücksichtlich eines allgemeinern Verständnisses ist dies nur zu billigen. Aber doch hätten wir dabei noch Eins zu wünschen. Der Verfasser hätte die Lautbezeichnung, wie auch Länge und Kürze schärfer fassen sollen. Es kommt uns seltsam vor, wenn er schreibt *En'e, Wun'en, Frün'e, Hän'e, bal'e* u. s. w., als ob das *d* in diesen Wörtern ausgefallen wäre, da es

doch einfach nur assimiliert ist. Nicht assimiliert dagegen ist z. B. das t in *Ol'en*, hier ist es wirklich ausgeworfen; der O-Laut dieses Wortes ist lang, während dort die Vocale kurz sind; — aber der Verfasser deutet den Unterschied nicht an. Bisweilen verdoppelt er ferner den Consonanten, um den vorhergehenden Vocal zu kürzen; manchmal jedoch unterläfst er es auf Kosten der Consequenz. Bisweilen ist sogar dasselbe Wort an verschiedenen Stellen verschieden geschrieben; z. B. S. 20 lesen wir *hadde* und *harre* für hatte.

Wir machen den Verfasser auf diese kleinen Flecken seines Büchleins mit dem Wunsche aufmerksam, dafs er bei der zweiten Gabe, der wir mit herzlichem Verlangen entgegensehen, dieselben als leicht vermeidliche auch vermeiden möge.

Dr. Müller.

Schlesische Gedichte von Karl von Holtei. Mit einem Glossar von Dr. Karl Weinhold. Dritte vermehrte Ausgabe. Breslau, Verlag von Ed. Trewendt. 1857. 8. 274 Stn.

Karl v. Holtei's schlesische Gedichte, die nun schon in einer dritten (die erste erschien 1832, die zweite 1850), abermals vermehrten Ausgabe vorliegen, bedürfen der Empfehlung nicht mehr: sie haben längst und auch aufserhalb Schlesiens die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Ueberdies hat diese neue Ausgabe noch eine ganz besondere Empfehlung für sich: das von Prof. Weinhold, dem rühmlichst bekannten Verfasser der „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche", ausgearbeitete Glossar (S. 249 — 274).

Gleichwohl kann ich nicht umhin, hier für eine spätere neue Ausgabe des trefflichen Buches einen dringenden Wunsch auszusprechen. Er betrifft die Schreibweise. Fürchte ja keiner der Leser, dafs ich jetzt dem Hrn. Verfasser der schlesischen Gedichte das für diese Zeitschrift aufgestellte mundartliche Lautsystem anrathen wolle. O nein! Dasselbe wäre für Bücher wie das vorliegende, die mehr der Unterhaltung bestimmt sind, eben so unzweckmäfsig, als es für ein zunächst der wissenschaftlichen Forschung gewidmetes Werk unentbehrlich ist. Diese meine Ansicht habe ich wol zur Gnüge an der neuen Ausgabe der beiden Nürnberger Volksdichter Grübel und Weikert dargelegt, wo die Schreibweise so einfach und klar als möglich gehalten, daneben aber,

zum Zwecke gelehrter Betrachtung, ein grammatischer Abrifs und ein Glossar mit genauer Lautbestimmung beigegeben wurden. Dasselbe hätte ich nun, wenn auch nicht in gleicher Ausdehnung wie dort, so doch einigermafsen in dem so schön ausgestatteten Buche und gegenüber dem gründlich ausgearbeiteten Glossar zu finden gewünscht, und gewifs, viele Leser desselben, nicht blos die sprachforschenden, werden diesen Wunsch mit mir theilen, wie ja auch Hr. Prof. Weinhold in der Einleitung zu seinem Glossar die Erklärung abgibt, dafs er „an der Schreibweise der Gedichte keinen Theil habe", da der Hr. Verfasser, um den Fremden die ursprüngliche Wortgestalt leichter kenntlich zu machen, verschiedene Mittel, namentlich Theilungsstriche und Apostrophe angewendet, die er auf seinem philologischen Sessel nicht zu billigen vermöge.

Und fürwahr, es ist des Guten hiebei nur zu viel geschehen, so dafs der Leser mehr gestört und irregeführt, als im Verständnisse gefördert wird. Oder, wer wird es vertheidigen wollen, wenn der Hr. Verfasser bei eintretender Schärfung einer im Hochdeutschen langen Sylbe nicht nur, — was schon genügen könnte, — das Dehnungszeichen (e, h) wegnimmt und hie und da, doch nicht regelmäfsig, den Consonanten verdoppelt, sondern zum Ueberflusse hier, wie auch im umgekehrten Falle eintretender Dehnung bei Vereinfachung des Consonanten, das störende Zeichen des Apostrophs anbringt? wie z. B. in *Krï'g, blï'b, lï'f, nï', sï'st* (siehst), *tï'f; ï'm, ï'n, ï'r, ï'r'r* (ihrer), *ï'n'n* (ihnen), *t'ut* u. *t'utt* etc.; ferner in *Man', Man'del* (Männlein), *gewan', kan', ran', san', sol', wil', from', Got', glit', sat'* u. a. m.

Der beliebte Apostroph wird aber noch unpassender, wie überhaupt bei fast jedem, selbst im Hochdeutschen ganz gewöhnlichen Wegfall eines Buchstaben (*Tag's, Gutt's, ält'stes* etc.), so auch da angewendet, wo es sich nicht blofs um einen Ausfall, sondern mehr noch um einen tiefer greifenden Lautwechsel handelt, so dafs durch dieses Zeichen die ursprüngliche Form des Wortes nicht nur nicht kenntlicher, sondern eher noch dunkler wird, wie in *a'*, er, *a'*, ein, *a'm*, einem, *an'n*, einen, *a' 'n'n*, er einen (!), *'a'*, den, *s'e*, sie, *se'm*, seinem, *me'm*, meinem etc. Nicht selten verirrt er sich dabei an die unrechte Stelle (*Boo'st*, Bosheit, *war'sche*, warst du, *t'ust 'de*, thust du, *'em*, ihm etc.), ja selbst in Formen, wo er etymologisch gar kein Recht hat, da von einem Ausfall nicht die Rede sein kann, als in *'uf, 'uff*, auf (mhd. ûf), *hie'* (mhd. hie), *meh'* (mhd. mê), *tar'* (mhd. tar v. türren), *su'st* (mhd. sus, sust), *leï't* (mhd. lît aus liget), *wir'scht*, (d. i. *wirst*), *eh' kunträr* (franz. au contraire), fer-

ner in *eh'b*, ehe, *zu'n sich*, zu sich, *daſs d' i'r*, daſs du ihr, in der Vorsylbe *d'er-* für er- und dar- und sonst noch oft.

Für all diese und andere ähnliche Erscheinungen der Mundart (z. B. *f* für pf in *'ferd, 'flaumen, 'fif'* etc.; *p* für in- und auslautendes pf in *Appel, kloppen, abge'fluckt, Kup'* etc.) hätte die einfache Aufstellung allgemeiner Regeln, wie deren einige Hr. Prof. Weinhold in der Einleitung zu seinem Glossar als einen „kurzen Schlüssel zu den Lautverhältnissen" vorausgeschickt hat, vollkommen genügt.

Von so manchen ganz unrichtig geschriebenen Formen, welche sich hie und da eingeschlichen, will ich schweigen, und nur noch ein Wort von dem zweiten Hauptmangel reden, an welchem Hrn. v. Holtei's mundartliche Orthographie leidet: von der Ungleichmäſsigkeit in der Durchführung. All jene Wunderlichkeiten und Schwerfälligkeiten möchten sich noch ertragen lassen, wenn sie nur in allen Fällen gleichmäſsig angebracht wären, so daſs ihnen ein gewisses System zu Grunde läge, an das der Leser sich allmählich gewöhnte. Allein dem ist nicht so; viele Längen und Kürzen der Mundart sind ohne jene Bezeichnung geblieben, und durch die oft wechselnde Schreibweise gleicher Formen, ja eines und desselben Wortes in ein und derselben Verbindung wird der Leser nur noch mehr verwirrt und oft getäuscht. So begegnen wir z. B. den vier Schreibweisen *'a', 'a, a'* und *a* für „den", ebenso *a'* und *a* für „er" und „ein", *eh-b-* und *eh-'b* (ehe), *d'er* und *der* für die Vorsylbe er-, *s'e* und *se* (sie), *su'ste* und *suste* (sonst), *Kup'* und *Kupp*, Kopf, *nackigt* und *nackicht* etc.; ferner der Form *schick' ber'n* neben *wull ber'n, sa-g* (sah) neben *siech.*

Möge der Hr. Verfasser aus dieser Beurtheilung seiner trefflichen Gedichte, die gerade auf der Seite, welche er bei dieser neuen Ausgabe noch mehr ins Auge gefaſst, tiefer in das Büchlein eingedrungen, nur die gute Absicht erkennen, demselben nützlich zu werden. In gleich freundlichem Sinne stehe ich auch nicht an, für das Glossar, das ja „dem Nichtschlesier das Verständniſs erleichtern soll," den Wunsch der Vervollständigung laut werden zu lassen, zu dessen Begründung ich hier nur einige der Lücken andeuten will, die zum Theil die „Beiträge zu einem schles. Wörterbuche" (Wb.) ergänzen; als: *Artuffel,* S. 48 (neben *Kartuffel,* S. 108); *balde,* sogleich (Wb.), S. 7; *bangen,* verlangen, S. 48; *drehnich,* schwindelig (Wb.), S. 4; *einkommen,* einfallen, S. 51; *Flappe,* Mund (Wb.), S. 9; *gefirre,* hurtig (Wb. 20b), S. 11. 16. 107; *Gesetzl,* Absatz im Buch, Spruch, S. 59; *kallaschen,* prügeln (Wb.), S. 20. 34.

86. 99; *Kråte,* Kröte, Mädchen (vgl. Wb. 48b), S. 53. 58. 79; *Kutsche,* m., Kutscher, S. 46. 47. 51; *leinten,* leinen (Dial. 75), S. 3; *madig,* ?, S. 39. 66; *malkern,* mit den Händen drücken (Wb.), S. 5; *paffen,* mit den Lippen schmatzen (Wb. 7a), S. 107; *schlampampen,* lüderlich sein (vgl. Wb. *schlampen*), S. 11; *schwanen,* ahnen, S. 86. 101; *Schwiemel,* Schwindel, S. 64; *meiner Sechse! meiner Sieben!* betheuernde Verglimpfungen für „Seele", S. 99. 33. 52; *si'st De, siech!* verstärktes sieh! (Wb.), S. 3. 39. 80; *turkeln,* taumeln, *turklig,* S. 64. 47; *verblôsen, sich,* ausschnauben, S. 40; *verleichte,* vielleicht, S. 25; u. a. m.

So glaube ich Hrn. Prof. Weinhold am besten den aufrichtigen Dank bethätigt zu haben, zu dem ich meines Theils mich ihm verbunden erachte für so manchen „nutzbaren Honigseim", den er, wie schon oft, so auch durch diese Arbeit in reichem Mafse mir geboten.

Der Herausgeber.

Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Geschildert und mitgetheilt von Karl Julius Schröer. Wien, Keck und Compagnie. 1858. 8. VIII u. 220 Stn.

Diese in mehr als einer Beziehung interessanten Weihnachtspiele haben, nach des Herausgebers Angabe, arme Leute wahrscheinlich im 16. oder mindestens in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. aus Oberösterreich, Steiermark oder noch weiter her nach Ungarn gebracht. Fast durchaus in volksmäfsiger Reinheit und grofser Vollständigkeit erhalten, fand er sie, von Vater auf Sohn mündlich und in Abschriften überliefert, im Dorfe Oberufer bei Presburg, wo sie jetzt noch aufgeführt werden. Die Sprache erinnert an das kirchliche und weltliche Lied des 15. u. 16. Jahrh., zum Theil auch an Hans Sachs. Einzelnes, namentlich was der Teufel spricht, fällt mehr ins eigentlich Mundartliche. Die unter dem Text befindlichen Noten enthalten auch einzelne sprachliche Erläuterungen. Was das reichhaltige, jedem Freunde der Volksliteratur zu empfehlende Buch, das u. A. auch für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst von besonderer Bedeutung ist, noch weiter enthält, gestatten Raum und Tendenz unserer Zeitschrift nicht des Näheren darzulegen.

E. Hektor.

Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Nieder-Oesterreich. Von Theodor Vernaleken. Wien, L. W. Seidel. 1858. 8. XX u. 436 Stn.

„Mit der Mundart ändert auch der Mythencharakter“ sagt der Herausgeber in der Vorrede. Dieser Ausspruch, seine Richtigkeit vorausgesetzt (die wir übrigens nicht anzweifeln), zeugt allein schon für die Innigkeit der Wechselbeziehungen zwischen Mythe und Mundart und die Wichtigkeit der Verbindung beider miteinander. In der That, wenn irgendwo die Mundart zu literarischen Zwecken verwendet werden darf, so ist es bei der Sage der Fall; hier ist ein buchstäblich genaues Aufzeichnen des Erzählten von gröfster Bedeutung, von doppeltem Interesse. Nach dem Vorgange der Gebr. Grimm ist ein Verfahren der Art auch da und dort, obwohl ungenügend, beobachtet worden. Einzelne mundartliche Proben gibt denn auch der Autor der „Alpensagen“, einer in jeder Hinsicht vortrefflichen Sammlung, Proben namentlich aus Appenzell, Glarus, dem Grofs-, dem Kleinthal und dem Bregenzerwalde, und aufserdem mancherlei der Mundart angehörende Verse, Reime und einzelne Ausdrücke. Den weniger verständlichen Wörtern ist eine deutsche Uebersetzung beigegeben.

E. Hektor.

Nekrolog.

Dem Autor des „ostfriesischen Wörterbuchs“ in eben diesem Werke erst vor kurzem auf dem Gebiete der deutschen Mundarten zum ersten Male und nicht ungern begegnend, haben wir heute schon den Tod dieses Mannes zu berichten. Cirk *) Heinr. Stürenburg, k. hannov. Rath, Kammerconsulent, Ritter des Guelfenordens etc., 1799 zu Aurich in Ostfriesland geboren, starb daselbst am 11. Januar d. J. nach vielfachen Leiden. Frühgereift, indem er schon im 17. Jahre die Univer-

*) Der ostfr. Name Cirk, wahrscheinlich aus Cyriakus gekürzt, war in älterer Zeit sehr verbreitet. Gleichen Ursprungs ist der Name des ostfr. Fürstenhauses Cirksena (d. h. des Cirk Sohn).